

Insel Verlag

Leseprobe



Setz, Clemens J.

Till Eulenspiegel

Dreißig Streiche und Narreteien

Nacherzählt von Clemens J. Setz Mit Illustrationen von Philip Waechter

© Insel Verlag

Insel-Bücherei 2014

978-3-458-20014-7



TILL EULENSPIEGEL

Dreißig Streiche und Narreteien

*Nacherzählt und mit einem Nachwort
von Clemens J. Setz,
illustriert von Philip Waechter*

Insel Verlag



Insel-Bücherei Nr. 2014

© Insel Verlag Berlin 2015

TILL EULENSPIEGEL

Dreißig Streiche und Narreteien



Von Till Eulenspiegels Geburt und seiner dreifachen Taufe

Es war in Kneitlingen in Sachsen, an einem schwülen, bleiernem Tag. Claus Eulenspiegels Sohn war um die Mittagszeit geboren worden. Seine Frau Anne lag unter nassen Tüchern und schlief. Hin und wieder schaute die Hebamme nach ihr. Es war weiß Gott keine leichte Geburt gewesen, doch von Zeit zu Zeit entkam der jungen Mutter, ohne dass man den Anlass dazu erkennen konnte, ein kurzes Lachen.

Nach einigen Tagen wurde das Kind in das Dorf Ampleben zur Taufe gebracht. Dort erhielt es vor Gott und den Augen der Gemeinde den Namen Till. Sein Taufpate war der alte Burgherr von Ampleben, Till von Uetzen. Er hatte das unergründliche Gesicht eines Mannes, der vor fünfzig Jahren hatte mit ansehen müssen, wie sein eigenes Schloss von magdeburgischen Soldaten dem Erdboden gleichgemacht worden war. Jedes laute Geräusch erschreckte ihn und brachte ihn aus der Fassung. Aber das Weinen dieses kleinen Jungen ertrug er. Es klang, so fand er, nicht so schneidend wie das Geschrei anderer Neugeborener. Der Kleine war nun auf der Welt, ein lebendes Stück Natur, und nichts anderes drückte er aus durch sein lang anhaltendes Kreischen.

Nach der Taufe gab es ein kleines Fest im Amplebener Dorfgasthaus. Die Sonne schien, es war drückend heiß. Die Taufpatin, die um viele Jahre jüngere Ehefrau des Herrn von Uetzen, trank ein Glas nach dem anderen. Das Dorf wusste über sie nur zwei Geschichten zu erzählen: dass sie selbst nie Kinder bekommen hatte und dass sie sehr viele Musikinstrumente besaß. Fast jeder

Raum im Schloss beherbergte einige Instrumente, sie hingen an der Wand, standen in den Ecken, stapelten sich auf den zahlreichen Fensterbänken und Tischen.

»Trink nicht so viel«, sagte der Burgherr zu seiner Frau.

Sie reagierte nicht. Ihr Glas wurde neu gefüllt, und sie hielt es in die Höhe.

Als man das Kind zurück nach Kneitlingen bringen wollte, schrie sie, sie wolle es tragen. Es stünde ihr von Natur aus zu, als Taufpatin. Eine Frechheit sei das! Man solle ihr Gottes Gesetze nicht andauernd vorenthalten! Ihr Mann versuchte, sie zu beruhigen, aber es half nichts, sie schrie und zeterte immer weiter, und so reichte man ihr das Kind.

»Ja, du bist mein kleiner Musikant, hm?«, sagte sie und steckte ihren kleinen Finger in den Mund des Kindes.

Dies schien in der Tat eine beruhigende Wirkung zu haben. Selbst als sie taumelte und hart an einer Mauer streifte, schien das den kleinen Till nicht zu erschrecken.

»Nun hast du ihn lang genug getragen«, schlug ihr Mann vor.

»Lass mich!«, bellte sie ihn an. »Du bestehst doch nur aus Kirchenglocken! Da, immer da ... Geläut und Gelärm den ganzen Tag!«

Sie ging schneller, heftig schwankend. Der Burgherr hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten.

»Gib acht!«, rief er ihr hinterher.

»Ich und keine gerade Melodie herausbringen«, murmelte die Frau. »Ich werd dir schon zeigen ...«

Sie kamen an einen Bach, über den eine Brücke führte. Davor blieb die Frau stehen. Sie schien zu zögern. Für einen Augenblick sah es so aus, als wäre sie bereit, das Kind herzugeben, aber als der besorgte Taufpate danach fassen wollte, riss sie es wieder an sich, fauchte ihn an, er solle sie mit seinem ständigen, jämmerlichen Geläut in Frieden lassen, und schritt über die schmale Brücke. Schon nach zwei Schritten pendelte sie plötzlich nach links,

als hätte ihr ein unsichtbares Gespenst eine Ohrfeige verpasst. Sie fasste nach dem Geländer, aber da war keines.

»Herr Jesus!«

Der Burgherr lief eilig hinzu, einige Frauen kamen ebenfalls zu Hilfe. Man half dem Weib, das immer noch das Kind an sich gedrückt hielt, aus dem Wasser.

»Lasst mich!«, schrie sie und strampelte.

Sie spuckte Wasser. Man trocknete das Kind, so gut es ging. Glücklicherweise atmete es noch.

»Eine Schande«, murmelte der Burgherr.

Seine Frau weinte jetzt still vor sich hin. Man brachte das Kind in ein nahe gelegenes Haus und wusch es in einem großen Kessel mit sauberem Wasser aus dem Hausbrunnen.

»Jetzt ist er drei Mal getauft worden«, sagte die Taufpatin, die auf einem Stein in der Sonne saß. Sie zog und zerrte an ihren nasen Kleidern, bekam sie aber nicht ab.

Als man den kleinen Till an ihr vorbeitrug, streckte sie wieder die Arme aus. Aber man ließ sie nicht mehr an das Kind. Jemand legte ihr, um sie zu beschäftigen, eine kleine Flöte in die Hände. Da gab sie endlich Ruhe.

Wie Till bewies, dass er kein schlechter Junge sei

Als der kleine Till etwa drei Jahre alt war, wurde er alle paar Augenblicke von einem grellen Übermut gepackt. Er rannte mit den anderen Kindern durch das Dorf, warf sie über den Haufen und versuchte alles, damit sein Übermut auf die anderen überspringen würde. Aber die Kinder liefen irgendwann einfach nach Hause und erzählten, Till spiele ihnen üble Streiche. Das Wort *Lausbub* fiel immer öfter.

Eines Tages rief Claus Eulenspiegel, zu dieser Zeit schon ein alter Mann, seinen kleinen Sohn zu sich.

»Till!«, sagte er. »Komm her.«

Der Junge trat ins Zimmer. Es war ein unpassender Zeitpunkt gewesen, um vom Vater gerufen zu werden, denn er hatte sich gerade draußen im Garten mit einer Blindschleiche unterhalten, die er immer noch in Händen hielt. Er versteckte sie hinter seinem Rücken, während der Vater das Wort an ihn richtete.

»Die Leute im Dorf sagen, du würdest ihre Kinder auf dumme Ideen bringen«, sagte er. »Sie reden sogar im Gasthaus davon.«



»Ich tu doch gar nichts«, sagte Till.

Die Blindschleiche ringelte sich, ihr wurde langweilig. Sie wollte zurück in den warmen Sonnenschein.

»Aber die Leute behaupten es«, sagte der Vater. Er nahm einen Schluck aus seiner Flasche. »Ich kann es nicht mehr hören.«

»Ich hab nichts getan.«

Der Vater schien ratlos.

»Irgendeinen Grund muss es doch geben für all die Klagen. Ich hab genug von deinen Lügen, Till. Immer streitest du alles ab, und dann sitzt wieder eine Kröte in meinem Hut. Widerliche Höllenbrut ...«

Die Blindschleiche wurde nun wirklich unruhig. Möglicherweise mochte sie es nicht, wenn über ihre Artgenossen hergezogen wurde. Till ließ sie in seine Hose gleiten. Sie war eiskalt und glitschig.

»Was zuckst du so?«, fragte der Vater.

»Ich ... ich würde gerne ausreiten, Papa. Mit dir.«

Das Zauberwort wirkte. Die Miene des alten Mannes entspannte sich. Vater und Sohn auf einem Pferd. Ja, so war es schon mit seinem Vater gewesen und auch davor: Vorfahre und Nachfahre. Es war eine heilige Einheit.

»In Ordnung«, sagte er. »Aber nur, wenn du brav bist.«

»Ich bin ganz brav, Papa! Ich sitze immer still hinter dir. Die Leute im Dorf werden es auch sehen.«

»Ja«, sagte der Vater. »Das will ich hoffen.«



Sie ritten los. Till saß hinter seinem Vater und schlang seine Arme um dessen Hüften. Das Hemd des alten Mannes hatte mehrere Schweißflecken auf dem Rücken, es roch säuerlich, aber vertraut.

Als Till bemerkte, dass einige Bauern hinter ihnen hergingen, zeigte er ihnen seinen nackten Hintern und schüttelte die Blindschleiche aus seiner Hose. Sie fiel in den Staub der Landstraße.

»Was zum Teufel macht der Bengel da?«, fragte einer der Bauern.

»Ah, das ist der Sohn vom Eulenspiegel. Der ist ein Idiot.«

»Ich denke, er macht das mit Absicht.«

Till spürte, wie sein Vater zusammenzuckte. Der alte Mann blickte sich nach den Leuten um, die so über seinen Sohn gesprochen hatten.

»Siehst du, Papa? Ich tu gar nichts. Ich sitze nur still da.«

»Ja, Till. Ich weiß. Das sind in der Tat seltsame Menschen. Sehr seltsame Menschen.«

Er sagte dies laut genug, dass es die anderen hören konnten. Sie warfen ihm nun ihrerseits feindselige Blicke zu, also setzte Claus Eulenspiegel seinen kleinen Sohn vor sich aufs Pferd. So war es besser. So hatte ihn auch sein Vater immer gehalten.

Nun kamen sie an einigen anderen Bauern vorbei. Till schnitt ihnen Grimassen. Die Bauern zeigten auf ihn und sagten: »Da, der Lausbub!«, und: »So ein Dummkopf.«

»Seltsame Leute«, murmelte Claus Eulenspiegel. Er sagte es ohne Wut, mehr mit Bedauern. Es war nicht mehr seine Zeit. Die Manieren waren so anders geworden. Der Blick der Menschen war hart und abweisend.

»Ich tu doch ga-«

»Ja, Till, ich seh's«, sagte der alte Mann. »Ich seh's.« Er legte ihm eine Hand auf die Schulter und streichelte ihn.

In den Tagen darauf war der Vater in gedrückter, düsterer Stimmung. Er saß am Fenster und beobachtete die Leute, die sich draußen bewegten. Wenn er dem Blick eines Fremden auf der Land-

straße begegnete, kniff er die Augen zusammen, als wehte ihn ein scharfer Wind an.

»Es ist was Schlimmes um die Nachbarschaft«, hörte man ihn sagen. »Nicht einmal die einfachsten Dinge verstehen sie. Vater und Sohn auf dem Pferd. Sie sehen es nicht mehr. Sie sind blind dafür. Höllenbrut.« Für einen Augenblick sah es so aus, als wollte er in Tränen ausbrechen. Aber dann legte er sich nur eine Hand in den Nacken und blickte zur Erde.

Ihm war jetzt oft tagelang kalt, obwohl es draußen freundlich und sonnig war. Er aß wenig. Er redete nachts mit sich selbst. Und er schreckte aus Träumen hoch, in denen er Fahnen über seinem Anwesen flattern sah, sie hingen über dem Dach, ohne Stange. Ein andermal träumte er von marschierenden Musikanten mit Gesichtern wie Löffelrückseiten. Seine Frau fragte ihn immer wieder, was geschehen sei, er wirke so ängstlich, sie mache sich Sorgen. Aber er wich ihren Fragen aus. Die Meinung der Leute, sagte er schließlich, sei wie ein großer, schwarzer Handschuh. Man entkomme ihr nicht. Am Ende würden sie alle darunter ersticken. Nicht einmal die einfachsten, unschuldigsten Vorgänge der Welt seien davor sicher.

Der Umzug der Familie, der Tod des Vaters und die Seiltanzversuche des jungen Till

Einige Zeit später drängte Claus Eulenspiegel plötzlich darauf, umzuziehen. Anne war zuerst dagegen, aber dann sagte er ihr, dass es ins Magdeburgische gehen solle, in ein kleines, mit einer Hügelflanke verwachsenes Dorf an der Saale. Annes Geburtsort! Dort werde es ihnen zweifellos bessergehen, versicherte Claus. Er sprach von der Warmherzigkeit der Leute, ihrem freundlichen und zugänglichen Wesen.

Die ersten Wochen im neuen Haus waren schwierig, vieles musste ausgebessert, manches völlig neu gebaut werden. Claus klagte manchmal über eine kleine Sonne in seinem Gesichtsfeld und fragte, ob die anderen auch von ihr geblendet würden. Man verneinte. Er schüttelte den Kopf und rieb sich die Augen. Eines Morgens blieb er im Bett liegen und war nicht zu bewegen, aufzustehen.

»Da sind Reiter«, sagte er und deutete an die Decke, wo die Lichtreflexion eines von der Morgensonne beschienenen Wasserglases zu sehen war.

Man half ihm dabei, sich aufzusetzen, aber er sackte ständig seitlich weg. Er lallte. Till musste lachen. Aber die anderen zeigten sich besorgt, und Till wurde in den Hof zum Spielen geschickt. Nach einer Weile hatte man den Kranken so weit, dass er sagen konnte, wo es ihm wehtue. Er deutete auf den Himmel, der sich im Fenster zeigte. Da, sagte er, da tue es ihm weh. Das Sprechen fiel ihm schwer. Einer der Knechte bemerkte, dass die linke Pupille größer war als die rechte. Nach einer Weile erhob sich Claus Eu-

lenspiegel und wollte hinaus zu seinem Sohn. Er hatte es plötzlich sehr eilig. Aber er verfang sich in der Bettdecke, sie schien kein Ende zu haben. Egal, wo er sie anpackte, sie ließ sich nicht fortziehen. Wie eine riesige schneeige Hügelflanke.

Claus Eulenspiegel starb gegen Mittag, nachdem er in ein tiefes Delirium gefallen war.

Nach dem Tod des Vaters ging es mit der Familie bergab. Die Knechte zogen einer nach dem anderen fort, da man sie nicht mehr bezahlen konnte. Till musste bald kleine Arbeiten auf benachbarten Höfen übernehmen. Aber er sträubte sich. Mit jedem Jahr, das er älter wurde, sperrte er sich mehr und mehr gegen die Vorstellung, bei jemandem in Diensten zu stehen. Obwohl er nun schon sechzehn Jahre alt war, kletterte er immer noch auf Bäume und jagte kleinen Tieren hinterher. Und eines Tages spannte er ein Seil über den Fluss, von der Rückseite seines Elternhauses zu einem anderen. Darauf übte er das Balancieren.

Mit der Zeit versammelten sich die Leute, um die neuartige Attraktion zu betrachten. Till gefiel das sehr. Gleichzeitig wusste er auch, dass es seine Mutter ärgern würde. Sie saß nun immer in der Stube und machte sich Sorgen um die Zukunft. Sie hatte Zahn-lücken und wiederholte stets dieselben Sätze. Till wusste, dass er längst der einzig normale Mensch im Haushalt war.

Er kletterte auf das Seil. Noch musste er sich an der Hausmauer festhalten, er schwankte, aber er fiel nicht. Jetzt musste er sich nur von der Mauer lösen und losgehen, dann wäre das Wunder perfekt – die blöden Gesichter würden sich verwandeln in Masken des Staunens! Man würde erkennen, was für ein Kerl er war und wie nutzlos er seine Talente mit den erniedrigenden Arbeiten vergeudete, zu denen seine Mutter ihn immer antrieb.

Er machte einen Schritt.

Das Wasser unter ihm bewegte sich schneller. Hätte er von diesem unheimlichen Effekt etwas geahnt, er hätte das Seiltanzen nie

begonnen. Tatsächlich, so rasch ... Noch ein Schritt. Nun hielten nur noch die Spitzen seiner ausgestreckten Finger Kontakt zur Mauer. Und die Saale floss noch schneller ... Ich muss woanders hinblicken, dachte er. Aber in den Gesichtern der Gaffer sah er nun etwas Grausames. Jeder einzelne erwartete seinen Sturz! Er blickte in den Himmel. Dort gingen Wirbel ineinander über, unsichtbar zwar, aber dadurch umso bedrängender.

»Till! Was tust du da?«

Er hörte die Stimme der Mutter, erlaubte ihr aber nicht, in seinen Kopf einzudringen. Er musste sich konzentrieren. Wenn er es schaffte, den Weg über das Wasser unbeschadet hinter sich zu bringen, wäre er von ihr befreit.

Seine Hand löste sich von der Mauer. O Gott, nicht hinunterblicken! Er ging, ja, er setzte einen Fuß vor den anderen. Ich bin kein Kind mehr. Wenn ich drüben ankomme, bin ich ein Mann. Dann gibt es nichts mehr, was sie mir befehlen kann!



Aber da gab mit einem Mal das Seil unter ihm nach, die Erdanziehung erfasste ihn, und er fiel ins Wasser, noch bevor er wusste, wie ihm geschah. Eiseskälte und Tosen, er schluckte Wasser und patschte sich an die Oberfläche, er spuckte und hustete. Ringsum Gelächter und Gejohle. Er blickte zurück zum Haus. Da lehnte die Mutter aus dem Dachbodenfenster mit einer Schere in der Hand. Ihr Gesicht streng und unerbittlich. Till konnte es nicht glauben.

Die Nachbarsjungen schrien und applaudierten seiner Mutter. Sie zeigten auf Till und piffen ihn aus.

Seine Mutter rief ihm zu, er solle sofort ins Haus kommen, er hole sich noch den Tod.

Till blieb im Wasser. Es war kalt, aber immer noch besser als das, was an Land auf ihn wartete. Sollte der Tod doch kommen und mit ihm schwimmen. Vielleicht werde ich ja ein berühmter Schwimmer, dachte Till und paddelte ein paar Meter in Richtung Ufer. Dann ließ er sich in der Strömung treiben und erreichte die Dorfgrenze. Dort stieg er an einer Stelle an Land, die ihm weit genug entfernt schien von allem, was mit seinem Leben zu tun hatte. Er saß frierend im Gras und ließ sich von der Sonne trocknen. Die Landschaft war hier weit und farblos. Bauern bewegten sich wie winzige Kerzendochtfiguren über die Felder, und das Geräusch ihrer Sensen erzeugte ein eigenartiges Schwirren in der Luft. Till vermisste seinen Vater. Und das alte, gute Pferd, den Anblick seiner gespitzten Öhrchen. Ich werde euch noch, dachte er, während seine Zähne klapperten. Ich werde euch alle noch. Sein Blick fiel auf einen Baum, der in der Nähe stand. An einer dünnen Schnur hatte jemand eine tote Krähe daran festgebunden. Till hatte das seltsame Gebilde zuerst für einen Schuh gehalten. Er erhob sich und ging in Richtung Dorf zurück. Alle paar Schritte scherte er seitlich aus und trat die kleinen, hellen Löwenzahn-Köpfe von ihren Stängeln.

Der Streich mit den Schuhen

Am nächsten Tag spannte Till noch einmal ein Seil zwischen zwei Häusern. Diesmal achtete er darauf, dass seine Mutter es nicht mitbekam. Bald sammelten sich die Kinder der Nachbarschaft um ihn, lachten, deuteten an, er werde wieder herunterpurzeln. Sie ahmten ihn nach, wie er gestern im Wasser herumgepatscht war. Er verkündete, er brauche, um seinen neuen, verblüffenden Trick vorzuzeigen, unbedingt eine Spende des verehrten Publikums. Die Kinder lachten.

»Euren linken Schuh«, sagte Till.

Aber nur ein einziger Junge brachte ihm das Verlangte. Er war schwachsinnig, und seine Schuhe bestanden im Grunde nur aus Lappen, um die eine Schnur gewickelt worden war. Die anderen hielten sich zurück, sie misstrauten ihm.

»Aus den auf das Seil gefädelten Schuhen werde ich eine der entsetzlichsten Kreaturen zaubern, die die Erde kennt!«, sagte Till. »Schrecklicher als der Wolf, hinterlistiger als die Krähe, zorniger als der Stier!«

Gemurmel ging los. So ein Wesen wollte man natürlich sehen! Einige Kinder brachten ihm ihre Schuhe. Nach und nach kamen immer mehr. Till sammelte sie ein. Dann kletterte er auf das Seil. Es war nicht leicht, das Gleichgewicht zu halten.

»Aufgepasst«, sagte er.

Er setzte sich auf das Seil und schwang hin und her. Dann hingte er den ersten Schuh auf. Sie sahen tatsächlich alle gleich aus, stellte er fest. Alle Kinder trugen dieselben Schuhe. Es gab nur einen Schuster im Dorf. Auch Till hatte seine von ihm erhalten.

Die Schuhe hingen da. Die Menge stand unter ihm.

»Aufgepasst«, wiederholte er.

Und er zog die Schere seiner Mutter aus der Tasche. Mit ihr schnitt er einen Schuh nach dem anderen ab. Sie fielen ins Gras.

Die Kinder schauten. Niemand bewegte sich. Noch erwarteten alle die Vollendung des Zaubertricks. Aber es kam nichts.

»Findet euren Schuh heraus, Höllenbrut«, rief Till.

Das Geschrei war ungeheuerlich. *Das ist meiner! – Nein, meiner! – Her mit meinem Schuh! – Du verdammter Dieb!* Es dauerte nicht länger als einige Sekunden, um eine Gruppe stiller, erwartungsvoller Zuschauer in eine Horde brüllender Soldaten auf dem Schlachtfeld zu verwandeln. Von irgendwoher waren einige ältere Leute gekommen und schlugen ebenfalls aufeinander ein. Sie kratzten, bissen, würgten. Der Schwachsinnige lag auf dem Boden. Sein Arm ragte in die Höhe wie ein gebrochener Windmühlenflügel. Hin und wieder bewegte er ihn, als versuche er, jemandem zuzuwinken. Till musste lachen. Er schwankte hin und her und krächzte.

»Da habt ihr's!«, schrie er. »Nicht einmal Augen für die einfachsten Dinge habt ihr! Höllenbrut!«

Danach durfte sich Till mehrere Wochen nicht mehr in der Nachbarschaft blicken lassen. Er saß in der Stube und erledigte kleine,



sinnlose Arbeiten. Das sah die Mutter sehr gern. Sie setzte sich zu ihm und erklärte ihm, dass er, mit ein bisschen Hingabe und Fleiß, doch noch einen Platz im Leben finden werde. Jetzt sehe es zwar noch nicht danach aus, aber bald, eines Tages, möglicherweise ... Er müsse nur immer genau das machen, was er jetzt auch mache. Eine überschaubare, ordentliche Arbeit mit seinen Händen. Und nicht auf Gedanken kommen. Für den Fall, dass ihm langweilig werde, könne sie ihm Lieder beibringen, die er still für sich singen könne, während der Arbeit. Aber mit der Zeit werde die Lange- weile ohnehin weniger und weniger. Nach einigen Jahren gebe es derlei gar nicht mehr. Till tat so, als sei er begeistert. Er sagte seiner Mutter, er habe vor, für immer und ewig in dieser Sitzhaltung zu verweilen und diese sinnlosen Arbeiten auszuführen. Man könne einen Schlauch in seinen Mund und einen anderen in seinen Hin- tern einführen und ihm damit das Geschäft der Nahrungsaufnah- me und -ausscheidung abnehmen, auch den Schlafdrang wolle er überwinden und am Ende wäre das genau das richtige Leben für ihn. Zuerst lächelte die Mutter freundlich, aber dann verzog sie ihr Gesicht und sagte:

»Dass du immer gleich so übertreiben musst. Ganz wie dein seliger Vater.«

»Höllенbrut«, flüsterte Till.

»Was?«

»Gar nichts«, sagte Till. »Ich hab hier nur einen kleinen Feh- ler gemacht.« Er hielt seine Arbeit hoch. »Ich bleibe ewig so sit- zen, bis ich mit dem Stuhl und meiner Arbeit verwachsen bin. Du wirst sehen, das wird ganz großartig! Du wirst begeistert sein, liebe Mutter.«

»Ach, Till ...«

Kaum war sie aus dem Zimmer, zerriss und zerfetzte Till alles, was er in den Händen hielt. Und was er nicht kleinbekam, zerbiss er mit den Zähnen.